

des Investiturstreits – 11./12. Jahrhundert – die Abtei als „Hauskloster“ der mächtigen Rapotonen-Diepoldinger bestimmt und 1156 unter den besonderen Schutz des hl. Petrus, d. h. des Papstes, gestellt wurde.

Bei der Einführung der Reformation in Augsburg, 1537, wurde der Konvent aufgelöst und nach Unterwittelsbach vertrieben. Aber bereits 10 Jahre später konnte er mit Hilfe des Kaisers Karl V. wieder an den angestammten Platz zurückkehren. 1577 erhielt die Abtei durch Kaiser Rudolf II. die Reichsunmittelbarkeit. Nach dem 30jährigen Krieg errang sie noch einmal eine führende Stellung innerhalb der ostschwäbischen Benediktinerklöster. Aber das 18. Jahrhundert, insbesondere unter dem Abt Joseph Maria von Langenmantel (1753–1790), ist gekennzeichnet durch einen langsamen, aber sicheren wirtschaftlichen Verfall. Nur durch Veräußerung eines großen Teils des Grundbesitzes konnte sich die Abtei noch bis zur Säkularisation halten.

Der Hauptteil des Werkes ist dem *Katalog aller Güter und Rechte von 1006–1803* gewidmet. Der Katalog ist alphabetisch nach den einzelnen Siedlungen (=Ortschaften) geordnet. Bei jeder Siedlung wird zunächst auf Grund der vorhandenen Urkunden in einem „Längsschnitt“ die geschichtliche Entwicklung aufgezeigt. Dann werden mit Hilfe einzelner Urbare und Gültbücher in „Querschnitten“ die Besitzungen in bestimmten Jahren dargelegt. Daraus ist wiederum – in groben Zügen – die geschichtliche Entwicklung der einzelnen Besitzungen erkennbar. Folgende Urbare, bzw. Gültbücher sind für die „Querschnitte“ ausgewählt:

BayHStA: KL 5, 1160/1165, frühestes Urbar der Abtei;

BayHStA: KL 7, 1391; erste vollständige Besitzübersicht, 273 Siedlungen;

BayHStA: KL 50, 1446, 304 Ortschaften;

BayHStA: KL 150, 1554, 291 Siedlungen;

BayHStA: KL 219a, 1641, 1060 Seiten und Ortsregister, 294 Siedlungen;

BayHStA: KL 220, 1788, letztes Gültbuch;

StA Neuburg, KL 82, 1741;

BayHStA: KL 226 ½, 1476, für die Allgäuer Güter;

BayHStA: KL 133, 1532, für Allgäu;

BayHStA: KL 220e, 1643, für Allgäu;

Schon daraus ist ersichtlich, daß der Bestand bei den Urbaren und Gültbüchern zwischen 1165 und 1391 eine Lücke aufweist. Diese läßt sich durch andere Urkunden nur teilweise schließen. Es muß hier noch erwähnt werden, daß das älteste Urbarfragment aus dem 11. Jh. stammt und sich in der Ordinariatsbibliothek Augsburg (Hs. K 13 fol. 102r) befindet. Die oben angeführte Übersicht läßt erkennen, daß von 1446 bis 1741 die „Querschnitte“ ziemlich „grobmaschig“ im Abstand von etwa 1 hundert Jahren gewählt wurden. Für den erstrebten Zweck ist dies jedoch ausreichend. Manchen Lesern würden noch genauere Angaben über die „Gefälle“, d. h. Gülden, Stiftden, Steuern usw., interessieren, die sie hier jedoch nur sporadisch finden. Wie bei allen Ausgaben des „Historischen Atlas“ findet sich auch hier ein ausführliches Namensregister. Dazu kommen noch mehrere Skizzen und eine große Karte.

Scheyern

Anselm Reichhold OSB

BERNHARD MÜLLER; *Vernunft und Theologie*, Eine historisch-systematische Untersuchung zum Verhältnis von Denken und Glauben bei *Stephan Wiest* (1748–1797), Reihe: Eichstätter Studien, Band XXVI, 530 Seiten, kart. Verlag Friedrich Pustet, 1988.

Gerade in den heutigen theologischen Auseinandersetzungen, die oft in aller Schärfe geführt werden, ist es notwendig, daß die Theologie einmal selbstkritisch ihren jeweiligen Standort überprüft. Dazu gehört auch die philosophisch-theologische, bzw. funda-

mentaltheologische Problematik um das Verhältnis von Glauben und Wissen, Offenbarung und Vernunft, sowie um das Selbstverständnis der Theologie. Die vorliegende Studie stellt diese Problematik am Beispiel eines bedeutenden systematischen Theologen, des Zisterzienser-Mönchs Stephan Wiest ausführlich dar, der mitten in der Aufklärungszeit gelebt hat. Die Ausführungen sind systematisch in vier Teile geordnet. Am Schluß eines jeden Teils findet sich eine zusammenfassende Übersicht.

1. Teil: Stephan Wiest (1748–1797) – Einführung in Leben und Werk.

Stephan Wiest, geb. 07.03.1748 in Teisbach bei Dingolfing, trat 1768 in das Zisterzienserkloster Aldersbach bei Passau ein. Zunächst beschäftigte er sich mit Mathematik und Philosophie. In den Jahren 1781 bis 1794 war er an der Universität Ingolstadt als Lehrer für Dogmatik tätig. Da 1794 alle „Nicht-Benediktiner“ entlassen wurden, ging er wieder in sein Heimatkloster Aldersbach zurück, wo er 1797, erst 49 Jahre alt, starb.

Die Bibliographie seiner Werke umfaßt etwa 31 Bände, vor allem dogmatischen Inhalts. Sein Hauptwerk sind die „Institutiones theologicae“, VI Bände, die 1788 bis 1801 in zweiter Auflage erschienen.

In diesen Werken wird das wichtigste Anliegen Wiests sichtbar, die Theologie zu erneuern und sie *zeitgerecht* darzustellen. Mit Hilfe der Philosophie von Wolff und der Mathematik glaubt er, ein klares Konzept der Theologie entwerfen und ein theologisches System nach logischen Gesichtspunkten aufbauen zu können. Dabei helfen ihm auch Vorstellungen dieser naturwissenschaftlich orientierten Philosophie von Vernunft, Logik, Erkenntnis, Wissenschaft und wissenschaftlicher Methode. Ein weiteres Kennzeichen ist die Betonung der *Geschichte*, der historischen Daten und Fakten und der historisch-kritischen Methode. Man besinnt sich auf die Grundlagen der Theologie in Schrift und Tradition. Ein wichtiges Gebot dieser Richtung ist ferner die Abkehr von der scholastischen Vernünftelei und eine Hinwendung zur Praxis, zu den Fragen nach Lebenswert und Nützlichkeit der Theologie.

2. Teil. Aspekte des Vernunftsbegriffs.

Entscheidend zum Verständnis der Theologie von Wiest ist sein *Vernunft- und Wissenschaftsbegriff*. Hier lehnt er sich ganz an Wolff an und definiert die Wissenschaft als ein deduktives Verfahren, nämlich: Wissenschaft ist „ein zusammenhängendes System von methodisch vorgelegten, aus gewissen, d. h. sicheren Prinzipien durch gesetzmäßige Verknüpfung hergeleitete Wahrheiten“.

Dieser eingeeengte Wissenschaftsbegriff von Wiest läßt viele Fragen offen, die heute von Bedeutung sind, z. B. Kann sich die Theologie von dem jeweils herrschenden Wissenschaftsbegriff abhängig machen, ohne dabei ihre Aufgabe zu vernachlässigen? Mit Recht vermerkt hier der Autor, Bernhard Müller: „Die Diskussion hat den Blick dafür geschärft, daß die Theologie keine Funktion der Wissenschaft sein darf, sondern eher eine wissenschaftskritische Funktion hat“. Wiest hat dies offenbar zu wenig beachtet. Er nimmt die Voraussetzungen der philologischen, philosophischen und historischen Hilfswissenschaften im Hinblick auf die Theologie fast unkritisch hin. So fragt Wiest, um nur ein Beispiel zu nennen, nicht so sehr nach der objektiven Wahrheit, als viel mehr nach den „Phänomenen“.

3. Teil. Offenbarung als Grundprinzip der Theologie und ihr Verhältnis zur Vernunft. Trotz des fragwürdigen Wissenschaftsbegriffs von Wiest bleibt es sein Ziel, Theologie nicht einfach positivistisch zu begründen, sondern ihren Ausgang von der Offenbarung vor dem Forum der Vernunft zu rechtfertigen. Da er jedoch die Vernunft vor allem im mathematisch-logischen Bereich tätig sein läßt, gerät er in Schwierigkeiten. Da wo Wiest meint, die „Begründung“ der Offenbarung als Prinzip der Theologie sei geglückt, entsteht eher der Eindruck einer unüberbrückbaren Spannung zwischen Vernunft und Offenbarung. Das „Offenbarungswissen“ bleibt von der Vernunft isoliert, es ist ein Wissen „jenseits“ der Leistungsgrenzen der Vernunft. Von daher ist es konsequent, wenn

Wiest die Offenbarung und ihre Geheimnisse zwar als „Wahrheiten“, „Instruktionen“, als „Wissen“ darzustellen sucht, aber eben als „überraionales“ Wissen, um damit die Nichtdeduzierbarkeit der Offenbarung auszudrücken und festzuhalten.

4. Teil. Das Verhältnis von Vernunft und Offenbarung in der Theologie. Wiest definiert Theologie als „Wissenschaft“ von der christlichen Religion. Aber in Anlehnung an sein philosophisches Denken wird Theologie zu einer Ableitungswissenschaft mit der Tendenz zu einer auf Logik reduzierten Vernunfttätigkeit. Darum tut sich Wiest schwer in der Begründung der theologischen Prinzipien, weil er mit dem eingeschränkten Vernunftbegriff so etwas wie eine „Struktur“ gläubigen Denkens und Verstehens nicht zu beschreiben vermag. Die Orientierung an der mathematischen Methode wird problematisch, wo ihre Verwendbarkeit im Hinblick auf die theologischen Prämissen nicht hinreichend überdacht wird.

Abschließend bemerkt der Verfasser:

Kommunikationsfähigkeit der Theologie und Kommunikabilität theologischer Aussagen sind auch heute vonnöten. Beides kann aber nur erreicht werden, wenn die Theologie ihre entscheidenden Inhalte nicht einfach voraussetzt, bzw. postuliert, sondern denkend aufweist. Deshalb muß sie sich über den von ihr angewandten Vernunftbegriff und seine Implikationen Rechenschaft geben. „Daß die Selbstreflexion der gegenwärtigen Theologie und eine Neubesinnung auf ihre ureigene Sache, auf ihre Grundvoraussetzung und ihr Einheitsprinzip zu der Einsicht führen müßte, eine Selbstkorrektur vorzunehmen und eine ‚integrative Gegenbestrebung‘ einzuleiten, wird zunehmend erkannt. Zur Förderung solcher selbstkritischer und selbstreflexiver Erkenntnisprozesse in der Theologie sind historisch-systematische Untersuchungen zum Vernunft- und Theologieverständnis und Besinnungen auf geschichtliche Grundlagen der Theologie auch weiterhin notwendig.“

Scheyern

Anselm Reichhold OSB

WALTER BERSCHIN / THEODOR KLÜPPEL, *Die Reichenauer Heiligblut-Reliquie*, broschiert, 48 Seiten, Stadler Verlagsgesellschaft MBH Konstanz.

Seit dem Jahre 925 befindet sich auf der Reichenau eine Heiligblut-Reliquie, die in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges 1630 im Zisterzienserinnenkloster Günterstal bei Freiburg in Sicherheit gebracht, aber dann 1738 wieder an ihren ursprünglichen Ort zurückgeholt wurde. Dazu gibt es auch eine „Reichenauer Heiligblut-Erzählung aus dem X. Jahrhundert“, die in mehreren Handschriften überliefert ist. Die wichtigste und älteste ist das „Hausbuch“ der alten Reichenau, der jetzige Codex Aug. LXXXIV der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe, der auf das X. Jahrhundert zurückgeht. Die Gleinker Abschrift stammt aus dem XV. Jahrhundert, und die Reichenauer Abschrift aus dem XVIII. Jahrhundert. Nach einer Beschreibung der einzelnen Handschriften wird dann der Text „De pretioso sanguine Domini nostri – Vom kostbaren Blut unseres Herrn“ in lateinischer Fassung mit der Übersetzung von Theodor Klüppel aufgeführt. Der Text ist mit sechs farbigen Bildern illustriert.

Scheyern

Anselm Reichhold OSB

BASILIUS DOPPELFELD, *Mönche und Missionare, Wege und Weisen benediktinischer Missionsarbeit*, Vier-Türme-Verlag Münsterschwarzach, 1988, 280 Seiten, Broschüre 48,- DM.

Bei der Wiedererrichtung der Benediktinerklöster in Bayern, nach 1830, blieb die Rückbesinnung auf die Tradition zunächst beschränkt auf das 18. Jahrhundert. An eine Wiederbelebung der mönchsmissionarischen Vergangenheit dachten nur wenige. Erst all-